

Kilowattstunden oder Bomben?

Aus einer Sendung der „Russischen Stunde“

Wenn man über die Hochebene von Armenien, dieser südlichen Sowjetrepublik, reist, tauchen mit einemmal in der trockenen, klaren Luft scharf gezeichnet, wie auf einem Kupferstich, die Umrisse eines Berges auf. Schneefelder leuchten an seinen Hängen weit hin in der Sonne. Es ist der Aragaz, mehr als 4000 m hoch. Einsam liegt der Berg, nur selten besuchten ihn Bergsteiger. In den letzten Jahren allerdings, besonders im frühen Sommer, wurde er immer häufiger das Ziel ganzer Expeditionen, die sich, beladen mit umfangreichen Gerätschaften, bis auf Höhen über 3000 m emporarbeiteten. Bald entstand dort ein großes Laboratorium. Im Winter und Frühjahr wurden die Apparate im Tal vorbereitet und, sobald es die Verhältnisse gestatteten, auf den Berg geschafft. Unter den Geräten befanden sich sogar riesige Magnete aus besonderen Stahllegierungen. Welchen Forschungen dient dieses Berglabor mit seiner modernen Ausrüstung, woran arbeiten die Forscher in dieser Einsamkeit der Berge? Dieses Laboratorium dient der Atomforschung. Aber die sowjetischen Wissenschaftler waren nicht deshalb auf den Aragaz geklettert, um die Ergebnisse ihrer Forschung besser geheimhalten zu können, sondern deshalb, weil in dieser Höhe und in der trockenen, reinen Luft Armeniens den Problemen, die sie interessierten, am besten näherzukommen war. Sie brauchen nichts geheimhalten, denn ihre Arbeiten haben nichts mit der Atombombe zu tun. Sie sollen vielmehr Klarheit über neuentdeckte Bestandteile des Atomkerns schaffen, nämlich über das Wesen der sogenannten Mesonen und Varitronen, die durch die Einwirkung der Höhenstrahlen aus den Atomkernen herausgerissen werden.

Bei diesen Forschungen haben die sowjetischen Wissenschaftler A. I. Alichanjan, A. I. Alichanow und der Physiker Shdanow neue Erkenntnisse über die Vorgänge bei der Atomspaltung gewonnen.

Sie waren jedoch nicht die einzigen, die in der Sowjetunion diesen Problemen an den Leib rückten. Bald waren so viele Erkenntnisse zusammengetragen und ihre theoretische Auswertung so weit gediehen, daß die Techniker der Sowjetunion darangehen konnten, die Forschungsergebnisse der Praxis, das heißt der Verbesserung der Lebensbedingungen der Sowjetbürger, nutzbar zu machen. Die Sowjetunion verfügt heute schon über die modernsten Methoden, um Atomenergie unmittelbar in Wärme und Elektrizität umzuwandeln und besitzt damit ein neues, kraftvolles Instrument für die Verwirklichung ihrer gigantischen Pläne zur Umwandlung der Natur. Und sie wendet diese Methoden und Möglichkeiten auch an.

In krassem Gegensatz dazu steht die Art, wie in Amerika die Erkenntnisse der Atomforschung verwertet werden.

Früher war der Columbia-Fluß ein klarer, kalter Gebirgsfluß. Seit Jahren aber hat er sich verwandelt; sein Wasser ist von einer bestimmten Stelle an heiß, so heiß, daß er dort sogar verdampft. Die Amerikaner haben errechnet, daß man mit der Wärmeenergie, die Tag und Nacht vom Columbiafluß nutzlos zum Meer geschwemmt wird, und die von den Atomwerken in Hanford stammt, eine Reihe großer

Städte beheizen und beleuchten könnte. Und warum tut man es nicht? Weil die amerikanischen Atomwerke nicht dazu da sind, den amerikanischen Bürgern das Leben angenehmer und leichter zu machen. Wie könnten sie das auch?! Wo kämen denn da die Besitzer der amerikanischen Kohlen-, Erdöl- und Eisenbahnkonzerne hin? Sie haben zwar zum Bau der Hanford-Werke ihre Zustimmung gegeben, doch nur unter der Bedingung, daß die Atomwerke nicht ihre Interessen schädigen oder ihre „private Initiative“ hemmen. Darum muß wertvolle Energie nutzlos verdampfen. Statt dessen aber holen sie aus den Anlagen von Hanford, die Tag für Tag ungeheure Mengen an Rohstoffen in sich hineinfressen, nichts als fast lächerlich geringe Mengen jenes berühmten „Plutoniums“ heraus, das den Sprengstoff für die Atomwaffe bildet und von dem man nur ganz wenig für jede Bombe braucht, denn das ist das einzige, was die Rüstungsfabrikanten an der ganzen Atomwissenschaft interessiert, und es ist die einzige Art der Verwendung der Atomenergie, die keinen der genannten Konzerne schädigt.

Aber die Bürger Amerikas wissen, daß man die Atomkraft auch für friedliche Zwecke und dadurch für das Wohl der Menschen produktiver verwenden kann. Und immer häufiger fragen sie, wann endlich auch die amerikanischen Techniker und Wissenschaftler die damit

zusammenhängenden Probleme lösen werden. Diese Stimmen sucht man durch „Gutachten“ zu beruhigen. Aber interessanterweise werden diese „Gutachten“ immer skeptischer, je später sie abgegeben werden. So stand zum Beispiel im dritten Halbjahresbericht der Atomenergiekommission, im Jahre 1948, der Beginn einer nutzbringenden Verwertung der Atomenergie sei nicht vor 8 bis 10 Jahren zu erwarten. Im vierten Halbjahresbericht dieser Kommission, im gleichen Jahr, nannte man dann schon einen Zeitraum von mindestens 20 Jahren, innerhalb dessen man, wie es wörtlich heißt, „unter den günstigsten Bedingungen einen kleinen Teil des Energieverbrauches“ durch Atomkraft werde decken können.

Unter den günstigsten Bedingungen? Sind sie denn im reichen Amerika, das gestern noch als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten galt, um so vieles schlechter als in der Sowjetunion, die die Kräfte, die in den Atomen schlummern, schon heute den Menschen dienstbar macht? Es ist ja heute schon allgemein bekannt, wie im Lande des Sozialismus die Atomenergie verwertet wird: zur Umleitung der großen sibirischen Flüsse Ob und Jenissei in die Wüste Kara-Kum, zur Verwirklichung des Projekts Dawidows. Dort, im Sowjetland, wurde die Atomkraft zum erstenmal in der Geschichte der Menschen für friedliche Zwecke verwendet.

Eine Weihnachtsgeschichte

Von J. Vinzenz

Dem Schustergesellen Michael Zwecksam hatte das Schicksal übel mitgespielt. Nämlich: es hatte ihm etwa zwei Zentimeter Fleisch vorenthalten, und zwar von der Nase. Diese bot nun einen sehr betrüblichen, ärger noch, einen sehr komischen Anblick.

Im Verlaufe der Zeit muß das Schicksal das Unschöne seiner Handlungsweise eingesehen haben, und weil es gerade um die Weihnachtszeit war, machte es dem Michael Zwecksam ein Weihnachtsgeschenk: es ließ ihn zwanzigtausend Schilling gewinnen.

Jeder andere hätte jetzt die Nase höher getragen, Michael Zwecksam hat dies nicht getan. Aus zweierlei

Schustermeister ohne Meisterin? Eine Weinflasche voll Wasser, ein „Kanari“ ohne Gesang, eine Briefftasche ohne Geld. Mit solch einem Haufen Geld aber, wie ihn jetzt der Michael Zwecksam besaß, kriegt jeder Mann eine Frau, und wenn er gar keine Nase hätte! Das hat sich der Schuster gesagt, hat zwei Hemden und vier Krage eingepackt und ist hinüber in die Wäscheputzerei, wo Fräulein Emmi ihres Amtes gewaltet hat. Fräulein Emmi war unverantwortlich hübsch. Sie besaß alles, was Männer fesselt. Um ihre Rundlichkeiten war ein fortwährender Rundlauf seitens ihrer Verehrer, und viele wackere Junggesellen trugen der Emmi nicht nur ihre Wäsche, sondern auch ihre Herzen hin. Wenn aber dann Fräulein Emmi die vermöglichen Umstände der feurigen Bewerber prüfte, winkle sie stets wohl anmutig, aber bestimmt ab.

Also, Fräulein Emmi hatte die Hemden des Schusters entgegengenommen, freundlich lächelnd ihm einen Schein ausgefolgt — für sie war die Sache erledigt. Nicht so für den Michael Zwecksam. Der hat sich breitspurig an den Ladentisch gelehnt, den Brief der Losstelle herausgezogen und der Emmi überreicht.

Die hübsche Emmi ist erstaunt gewesen. „Zwanzigtausend...“ hat sie hochachtungsvoll gesagt und hat dem Schuster gratuliert. Der geht jetzt, mit schusterischem Freimut, aufs Ganze: „Wenn Fräulein Emmi will, kann sie bei den Zwanzigtausend mithalten. Sie braucht bloß Frau Zwecksam zu werden.“

Im Gehirn der hübschen Emmi wirbeln die Gedanken. Sie befindet

sich wohl schon auf dem Weg, der zum Hafen der Ehe führen könnte, jedoch ist es nicht sicher, ob man im Hafen selbst ankommt. Wäre die fatale Nase nicht gewesen, die Emmi hätte dem Schuster ein glattes Ja hingezwitschert. So aber will sie doch noch ein wenig warten und bestimmt den Weihnachtstag für eine Zusammenkunft. Bis dahin kann man noch überlegen.



Zeichnungen: Theo Braun

„Also am Sonntag um drei Uhr bei der Straßenbahnhaltestelle, und dann geht es in den Prater!“ So spricht der Schuster und geht.

Fräulein Emmi beginnt jetzt mit den schusterischen Schillingen zu rechnen. Dabei verliert die Schusternase immer mehr und mehr das Komische.

Zwei Tage später bekommt die Emmi einen Brief vom Herrn Lix. Das ist der Herr, mit dem sie auf dem etwas unsicheren Weg zum Hafen der Ehe wandelt. Ehe sich Herr Lix klar und deutlich über seine Heiratsabsichten ausgesprochen hatte, wurde er vom Chef des großen Handlungshauses mit der Leitung einer Filiale in der Provinz betraut, und man war seither nicht mehr zusammengekommen. Und nun schrieb er, Emmi möge ihn am Weihnachtstag erwarten, er hätte ihr Wichtiges mitzuteilen. Selbstverständlich, daß Fräulein Emmi in dem „Wichtigen“ einen Heiratsantrag vermutet. Herr Lix ist jetzt Direktor in der Provinz, ist ein äußerst fescher Mann mit einer richtiggehenden Nase — ade, Michael Zwecksam, ade, Wäscheputzerei! Natürlich muß jetzt dem Schuster so schmerzlos als möglich abgesagt werden. Schriftlich geht das nicht mehr, doch Emmi weiß einen Ausweg. Sie geht in den Waschraum, wo die Kluppen-Wettl ihre Herrschaft ausübt, und ersucht sie, am Sonntag zur Haltestelle zu gehen, wo ein Herr mit einer zu kurz geratenen Nase warten werde. Diesem Herrn möge die Wettl melden, die Emmi wäre erkrankt, sie könne unmöglich kommen.

Die Kluppen-Wettl ist bei weitem nicht so hübsch wie Fräulein Emmi, ist aber schon gar nicht häßlich, ist wohlgestaltet, gutmütig, hilfsbereit. Und es geht etwas Beruhigendes von ihr aus. Sie erfüllt also den Wunsch der Emmi, trifft am Sonntag den Schuster und verständigt ihn von Emmis Kranksein. Und will jetzt gehen. Michael Zwecksam aber will mehr wissen und trippelt neben der Wettl einher. Diese erzählt, was sie weiß, und dabei strömt das Beruhigende auf den Schuster über, und er fragt, ob die Wettl, an Stelle der Emmi, mit ihm in den Prater fahren möchte.

Die Kluppen-Wettl, frei von jeder männlichen Fessel, ziert sich gar nicht. Sie kehren in einem feinen

(Schluß auf Seite 12)



Gründen: erstens, weil zuwenig Nase da war, und dann, weil er sehr bescheiden veranlagt war.

Mit Zwanzigtausend wird man Schustermeister und eröffnet ein schönes Geschäft. Was ist aber ein